

dtv

Der Sommer kommt, das Fernweh brennt. Aber gehen Sie nicht allein auf die Reise! Wieder stehen kluge Begleiter und Begleiterinnen bereit, um für Ihr Lesevergnügen zu sorgen. Vierundzwanzig Erzählungen von Irene Dische, Arno Geiger, Wladimir Kaminer, Julia Franck, Michael Krüger, Alissa Walser, Ingo Schulze, Doris Lessing und anderen mehr.

Urlaubslesebuch

Versammelt von
Lutz-W. Wolff

Deutscher Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Mai 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Alle Rechte vorbehalten

(siehe Quellenhinweise S. 291 ff.)

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: WAI/Die Illustratoren corinna hein GmbH

Gesetzt aus der Garamond 10/12

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21059-1

Inhalt

INGO SCHULZE	
In Estland, auf dem Lande	7
DORIS LESSING	
Durch den Tunnel	29
WLADIMIR KAMINER	
Mein Vater, der Zyniker	44
IRENE DISCHE	
Liebe Mom, lieber Dad	48
PANOS KARNEZIS	
Ausflug mit Pegasus	51
BEATRICE SCHLAG	
Der Ananasberater	61
JÖRG FAUSER	
Die schöne Helena	63
ALISSA WALSER	
Die kleinere Hälfte der Welt	79
PETER BIERI	
Eigensinn	90
MICHAEL KRÜGER	
Meine sechs Kinder	92
LUO LINGYAN	
Der falsche Empfänger	99
ANNA WITTGENSTEIN	
Die Kriegerin	126
LAURA EDEN	
Moskau und zurück	135

WOLFGANG BRENNER	
Unglaublicher Urlaub	149
JULIA FRANCK	
Strandbad	155
ARNO GEIGER	
Natürliche Schwankungserscheinung	168
HARUKI MURAKAMI	
Das Fenster	184
SIEGFRIED LENZ	
Das serbische Mädchen	194
LISA-MARIE DIECKREITER	
Der Sprung	213
STEFAN WIMMER	
Die Strafexpedition	219
ERMA BOMBECK	
Telefonitis	244
JENNY ERPENBECK	
Atropa bella-donna	246
ULRICH KNELLWOLF	
Die Mitfahrerin	260
MIKE HEPPNER	
Eingesteckt	271
DIE AUTOREN	291

In Estland, auf dem Lande

Ich bin in jener Woche, die ich gemeinsam mit Tanja im September 2000 in Tallinn und Tartu verbrachte, mehrmals aufgefordert worden, etwas über Estland zu schreiben. Jedes Mal erklärte ich, dass mich dieser Wunsch ehre, es mit dem Geschichtschreiben jedoch nicht so sei, dass man sich ein Land und ein Thema wähle und einfach loslege. Ich wisse nichts über Estland, und die Erfahrungen des Systemwechsels seien kaum vergleichbar. Aber das war in den Wind gesprochen. Schließlich hätte ich dreiunddreißig Geschichten über St. Petersburg geschrieben, da würde mir doch wohl eine über Estland einfallen!

Für eine Geschichte, die im Ausland spiele, sagte ich, müsse man eine gewisse Affinität, eine innere Verwandtschaft zu den Entwicklungen spüren. Doch je nachdrücklicher ich argumentierte, umso mehr irritierte ich meine Gastgeber. Sie waren zu höflich, um mir ins Gesicht zu sagen, dass sie diese Argumente für Ausflüchte hielten.

Ich war Gast des Schriftstellerverbandes und besaß eine Einladung nach Käsmu, in das Gästehaus des Verbandes an der Ostsee. Käsmu, so wurden meine Gastgeber nicht müde zu beteuern, sei ein ganz besonderer Ort. Man erhole sich dort nicht nur vorzüglich, sondern arbeite auch inspiriert wie nie. Wir sollten erst mal nach Käsmu fahren.

Ich hoffe, durch diesen Beginn nicht den Eindruck erweckt zu haben, wir wären ungastlich behandelt wor-

den. Im Gegenteil, man trug uns auf Händen. Nie zuvor hatte der Vorsitzende eines Schriftstellerverbandes eine Lesung von mir moderiert. Er empfing uns wie alte Freunde und lud uns ein, ihn in ein Café zu begleiten, um die Lesung dort zu besprechen. Unterwegs vertrat man dem Vorsitzenden alle paar Meter den Weg und ergriff seine Hand, im Café klopfte ständig jemand gegen die Scheibe oder kam herein, so dass wir kaum zwei zusammenhängende Sätze miteinander wechseln konnten. Als ich mich nach dem Beruf eines großen, gut aussehenden Mannes erkundigte, der meine Hand geschüttelt und sich für den Abend auf das Liebenswertigste entschuldigt hatte, sagte der Vorsitzende: »Das war der Kulturminister.« Die Frau des Kulturministers, schön, jung, klug und herzlich, interviewte mich für das Fernsehen. Sie hätten halt alle in Tartu studiert, sagte sie, und nun arbeiteten sie alle in Tallinn. Wie sollte man sich da nicht kennen?

Tanja und ich aßen mittags und abends in Restaurants, die leer und erstklassig waren und in denen wir, trotz der zahlreichen Biere, selten mehr als zwanzig Mark bezahlten.

Als wir nach der Lesung in einer kleinen Gruppe ein Restaurant aufsuchten, waren es Tanja und ich, die den anderen Empfehlungen geben konnten. Meine Übersetzerin hingegen, die uns von den Jahren berichtete, als sie in Tallinn wie im ganzen Baltikum die Unabhängigkeit herbeigesungen hatten, konnte sich nicht einmal erinnern, wann sie das letzte Mal in einem Restaurant gewesen war. Undenkbar sei es für sie, ein Buch zu kaufen, das so teuer wie das meinige sei, also umgerechnet fast siebzehn Mark koste.

Bevor ich von unseren Tagen in Käsmu erzähle, will ich noch eine Episode erwähnen, die eigentlich nichts

mit dieser Geschichte zu tun hat. Zwischen einer Lesung vor Germanistikstudenten an der Universität in Tartu und der abendlichen öffentlichen Lesung aus dem übersetzten Buch wurden Tanja und ich von den Studenten zu einem Spaziergang durch die Stadt eingeladen. Gegen Ende unserer kleinen Tour kamen wir an einem Kiosk vorbei, in dem es dieselben Getränke gab wie bei uns. Davor standen zwei Holzbänke, und wir luden die Studenten ein, mit uns etwas zu trinken. Tanja sagte, dass sie sich darüber wundere, wie sehr man hier auf die Russen schimpfe, die Deutschen dagegen beinahe verehere. Gebiete das die Gastfreundschaft?

Das habe nichts mit Gastfreundschaft zu tun, das sei eben so, schließlich studierten sie ja Germanistik. Ich wollte noch etwas fragen, als die jüngste und schönste Studentin, die bisher nur zugehört hatte, rief: »Wieso wundern Sie sich? Die Deutschen haben doch den Esten nichts getan!«

»Den Esten vielleicht nicht ...«, sagte Tanja.

»Ich weiß, was Sie meinen!«, unterbrach die Studentin Tanja. »Aber Sie wissen doch, wir Esten hatten eine eigene SS, und wenn man allein die Zahlen nimmt, wie viele Esten, überhaupt wie viele Balten noch nach dem Krieg von den Russen umgebracht und deportiert worden sind. Von Russland kam immer nur Schlechtes, von den Deutschen hauptsächlich Gutes, so etwas merken sich die Menschen eben.«

Tanja sagte, dass man die Erinnerung weder auf einen Zeitraum noch auf eine Nationalität begrenzen könne und dass es schließlich der Hitler-Stalin-Pakt gewesen sei, der sie um ihre Souveränität gebracht habe.

»Das stimmt, natürlich stimmt das«, sagte die Studentin, »aber wieso wundern Sie sich?«

»Wieso wundern Sie sich nicht!«, rief Tanja. Danach

gingen wir zur Universität zurück und tauschten unsere Adressen aus.

Als wir mit einem Leihwagen in Richtung Käsmu fuhren, fragte mich Tanja, ob sie selbstgerecht gewesen sei. Nein, sagte ich, im Gegenteil, aber mir sei leider auch nichts Besseres eingefallen. Sie müsse, sagte Tanja, immer an die Wendungen in den estnischen Märchen denken, die wir uns abends vorlasen. Da tauchten ständig Formulierungen auf wie »Sie schmückte sich mit schönen Kleidern, als wäre sie das stolzeste deutsche Kind« oder »so glücklich wie ein verwöhntes deutsches Kind«.

Wir freuten uns auf Käsmu. Im Reiseführer hatten wir gelesen, dass Lahemaa, das Land der Buchten, ein etwa vierzig Kilometer östlich von Tallinn, zwischen Finnischem Meerbusen und der Fernstraße Tallinn–Narva gelegenes und sechshundertneunundvierzig Quadratkilometer großes Areal, bereits 1971 zum Nationalpark erklärt worden sei. Im Reiseführer stand auch, dass es dort viele vom Aussterben bedrohte Tiere gebe: Braunbären, Luchse, Nerze, Seeadler, Kraniche, Prachtaucher, Höckerschwäne und sogar Schwarzstörche.

Wir meldeten uns bei Arne, einem hageren Mann mit halblangen Haaren und Baskenmütze, der eine Art privates Meeresmuseum führt. Er begrüßte Tanja und mich mit Handschlag – dies sei das Zeichen für seine Setter, dass wir zum Dorf gehörten. Bevor er uns die Schlüssel aushändigte, hielt er uns noch einen kleinen Vortrag über den überaus günstigen Magnetismus von Käsmu. Auf dem Weg zum Gästehaus verstummte Arne jedoch, als sollten wir durch nichts von dem Anblick der gepflegten Holzhäuser abgelenkt werden und so den Frieden dieses Ortes ungestört in uns aufnehmen. Die beiden Setter sprangen voraus, kehrten zurück, umkreisten uns und schmiegteten sich gegen unsere Knie.

Wenn ich heute, sechs Jahre später, an diese Woche denke, fällt mir trotz des unglaublichen Geschehens, von dem ich gleich berichten werde, zuerst wieder das Licht ein, das die Farben frisch und zugleich blass erscheinen ließ.

Das Haus hatte einst dem Kapitän Christian Steen gehört, der 1947 nach Sibirien deportiert worden war und seither als verschollen galt. Vom Flur ging es in das große, zentral gelegene Speisezimmer, an dessen riesigem Tisch wir, mit einer Ausnahme, immer allein aßen. Von dort gelangte man in die beiden sich gegenüberliegenden Gästezimmer und in die Küche, an die sich ein Wintergarten anschloss. Durch seine hohen Glasfenster blickte man direkt auf das Saunahäuschen und auf einen bemoosten Findling aus der letzten Eiszeit.

Für Tanja und mich war der schönste Raum reserviert, das Eposzimmer. Das kleinere Romanzimmer blieb zunächst unbewohnt, während die beiden Novellenkammern unterm Dach ein Lyriker-Ehepaar beherbergten. Wir bekamen allerdings nur die Frau zu Gesicht, die, kaum hatte sie »Käsmu is good for work and good for holiday« gesagt, wieder davonhuschte, als dürfte sie keine Sekunde dieser kostbaren Käsmu-Zeit verschwenden.

Käsmu hat einen schmalen Strand. Man läuft durch den Wald, und plötzlich ist das Meer da. Oder man geht auf den Kai des kleinen Hafens, sieht den Kindern beim Angeln zu und lässt seiner Phantasie beim Anblick der abgewrackten Kutter, die sich an einer Girlande von Autoreifen an der Kaimauer scheuern, freien Lauf. Der Ort ist unspektakulär, aber gerade deshalb schön. Irgendwo muss ein Lager mit Holzpaletten sein. Denn überall liegen diese Paletten herum, die von den Dorfbewohnern zu Brennholz zerlegt und an ihren Häusern gestapelt werden.

Was wir in Käsmu wunderbar konnten, war schlafen. Schon allein wegen der Stille sollte man nach Käsmu fahren. Wenn wir abends im Wintergarten saßen, Tee tranken, die einer alten Frau abgekaufte Waldbeerenmarmelade aßen und auf das Meer und die Vögel hörten, schien die Zeit stillzustehen.

Den Frieden von Käsmu störten nur zwei oder drei Busse, die sich vormittags über die Dorfstraße quälten und Schulklassen zu Arnes Museum beförderten. Die Kinder bewunderten Walfischknochen, Haifischzähne, Flaschenschiffe, Angelhaken und Ansichtskarten von Leuchttürmen aus aller Welt, picknickten auf dem Rasen vor dem Haus, liefen hinaus auf den Kai und fuhren wieder davon.

Tanja und ich hatten versucht, mit Arne ins Gespräch zu kommen, wir hatten ihn zum Essen einladen wollen, aber Arne verschloss sich uns gegenüber. Selbst als wir zum zweiten Mal sein Museum besichtigten, empfing er uns nur mit einem kurzen Nicken und schlurfte davon.

Am dritten Tag, es nieselte seit dem frühen Morgen, beobachteten wir aus dem Eposzimmer, wie die Schulkinder die Busse verließen, an Arnes Tür rüttelten, das Haus umrundeten, zur Veranda hineinspähten und schließlich von den so aufgebrauchten wie ratlosen Lehrerinnen wieder eingefangen und in den Bus verfrachtet wurden, in dem wir sie ihr Picknick abhalten sahen. Selbst abends, als wir von unserem Ausflug ins Hochmoor zurückkehrten, steckte der Zettel, auf dem wir Arne baten, die Sauna anzuheizen, noch im Türspalt. Der Himmel war aufgeklart und bot uns einen schönen Sonnenuntergang.

Am vierten Tag, es war kalt und windig, so dass wir das Meer selbst bei geschlossenen Fenstern hörten, blieben wir im Haus. Tanja kochte Tee und legte sich mit

Gustaw Herlings »Welt ohne Erbarmen« wieder ins Bett. Ich wollte endlich den günstigen Einfluss von Käsmu für meine Arbeit nutzen, schaltete den Laptop an und betrachtete die Dateien auf meinem Bildschirm – da rief uns wildes Hundegebell ans Fenster.

Vor dem Museum stand ein grüner Barkas. Arnes Setter gebärdeten sich wild. Ich weiß nicht, woher sie plötzlich gekommen waren, ihr Gebell klang nicht gerade nach einem Willkommen. Arne musste die Hunde, die ihm vorgestern noch aufs Wort gefolgt waren, einzeln am Genick packen und ins Haus schleifen. Aber auch dort beruhigten sie sich nicht, sondern sprangen an den Verandascheiben empor und kläfften sich die Seele aus dem Leib.

Arne hingegen schien verjüngt, seine Baskenmütze saß auf dem Hinterkopf.

»Könnt ihr schweigen«, rief er, »dann werd ich euch was zeigen.« Mit einer Armbewegung wies er uns an, hinter ihn zu treten, steckte den Schlüssel in die Hecktür des Barkas und öffnete sie einen Spaltbreit. Er lugte in den Wagen und forderte uns dann mit der Pantomime eines Clowns auf, es ihm nachzutun. Ich vermutete, Arnes täglicher Umgang mit Schulklassen sei schuld an seinem übertriebenen Gehabe.

Im Wageninneren war es finster, ich wich vor der schlechten Luft zurück. Tanja nahm sich mehr Zeit. Dann blickte sie mich an und sagte in einem Tonfall, als hätte ich sie nach der Uhrzeit gefragt: »Ein Bär, da drinnen liegt ein toter Bär.«

Arne hatte eine dieser Holzpaletten herangeschleppt. Tanja klappte die Tür bis zum Anschlag auf, und Arne und ich legten die Palette so an, dass eine Rampe entstand. Arne postierte sich davor, Tanja und ich zogen uns hinter die Tür zurück.

Der Bär rührte sich nicht.

Wir verfolgten, wie Arne mit den Fingernägeln die Büchse öffnete, die er aus seiner Jackentasche geholt hatte, und mit einem Stock darin bohrte. Den Stock reichte er mir, nickte wie zum Dank oder als gäbe er ein verabredetes Kommando, klatschte dann dreimal in die Hände und rief: »Serjosh! Serjosh!«, klatschte erneut dreimal, nahm mir den Stock wieder ab und hielt ihn wie eine Angel vor sich hin.

An und für sich bin ich kein Hasenfuß, doch als der Bärenschädel kaum mehr als eine Armlänge von mir entfernt aus dem Dunkel auftauchte, ahnte ich, wie zutreffend die Redewendung ist, dass man sich nicht vor Angst in die Hosen machen soll. »Komm weg hier«, flüsterte Tanja. Nur Arne, allein mit diesem Honigstöckchen bewaffnet, ließ keine Anzeichen von Nervosität erkennen. Breitbeinig harrte er vor der Palette aus und beugte sich immer weiter nach vorn, was bei seiner Statur wie eine gymnastische Übung wirkte. Der Bär streckte den Kopf vor, weigerte sich indes, die Palette zu betreten. Arne hielt ihm den Stock so nah ans Maul, dass Serjosh! daran lecken und ein Stück abbeißen konnte. Schnurpsend und brummend verspeiste er es. Man lernt ja schon als Kind, dass Bären brummen. Bekommt man dieses Bärenbrummen aber tatsächlich einmal zu hören, ohne durch einen Graben oder ein Gitter geschützt zu sein, hinterlässt es einen bleibenden Eindruck.

Was mir merkwürdigerweise mehr Zutrauen einflößte als Arnes Honig-Stöckchen-Auftritt, war das Verhalten des Bären. Wenn man das Ende der Geschichte kennt, scheint die Feststellung billig zu sein, doch von Beginn an hatte ich den Eindruck, dass sich dieser Bär unter Kontrolle hatte, dass er wusste, was er durfte und was nicht. Er streckte eine Tatze aus und schob die Palette

vom Wagen, betrachtete den Abstand zwischen der Kante der Ladefläche und der Palette darunter, trat von einer Tatze auf die andere, streckte die Rechte nach unten und sprang so schnell hinaus, dass er Arne wohl umgestoßen hätte, wenn der nicht einen Bocksprung nach hinten vollführt hätte. Zugleich schnellte metallisch quiet-schend der Barkas nach oben.

Hastig stocherte Arne in der Büchse. Das Geschnurpe begann von Neuem. Und dann geschah es: Zuerst glaubte ich, der Bär wende sich nach uns um. Er drehte sich dann aber weiter, drehte sich um die eigene Achse, und noch ein zweites Mal, weil Arne applaudierte, er drehte und drehte sich, das Seil um seinen Hals mit sich schleifend. Als auch wir klatschten, hielt er inne, schaukelte vor und zurück, als sei ihm schwindlig, und vollführte schließlich einen Purzelbaum, der etwas schief geriet, jedoch als Purzelbaum gelten konnte. Zu guter Letzt plumpste der Bär auf seinen Hintern und erhob bettelnd die Tatzen.

Ob Arne der Stock zu kurz geworden war oder ob er einer Empfehlung folgte – jedenfalls zog er ein Taschentuch hervor, tunkte es in die Honigbüchse und warf es Serjosha zu, der es im selben Moment zerfetzte und in sein Maul stopfte. Schmatzend und brummend sank er auf alle viere und trat einen Spaziergang über den Rasen an. Arne hatte einen Korb mit Obst vom Beifahrersitz genommen. Nun warf er Serjosha ein paar Äpfel zu und verstreute den Rest über der Ladefläche. Serjosha machte tatsächlich kehrt und sprang zurück in den Barkas, der quietschend auf die Hinterachse sackte.

Erst Wochen später, nachdem wir schon mehrfach von Serjosha erzählt hatten, erschien mir dieses Zwischen-spiel vor Arnes Haus rätselhaft. Aus welchem Grund hatte Arne den Bären überhaupt aus dem Wagen geholt?

Hatte er sich uns gegenüber als Dompteur präsentieren wollen? War die Eitelkeit mit ihm durchgegangen? Hatte er deshalb das Entdecktwerden riskiert?

Arne lud uns ein, ihn zu begleiten. Und so kam es, dass sich Tanja und ich zum ersten Mal seit der Zeit, als wir noch getrampt waren, wieder in einen Barkas quetschten – im Unterschied zu früher stieg Tanja diesmal zuerst ein.

Heute frage ich mich, warum ich in Käsmu keine einzige Notiz gemacht habe. Da fuhren ein Este und ein deutscher Schriftsteller mit seiner ersten und einzigen Liebe durch den Wald, im Laderaum einen Bären, und mir kam nicht der leiseste Verdacht, dass ich nur aufzuschreiben brauchte, was ich gerade erlebte, um meinen Gastgebern die gewünschte Geschichte zu liefern.

Es wäre natürlich von Vorteil, wenn ich Arnes Rede im Original wiedergeben könnte. Sein Deutsch war von dem ostpreußischen Dialekt gefärbt, dessen ungewohnte Satzstellung und breite Aussprache nachzuahmen ich nicht in der Lage bin. Anfangs jedoch, während wir im zweiten Gang aus dem Dorf hinauszuckelten, schwiegen wir. Arne schien unsere Spannung zu genießen und tat so, als erforderte die Slalomfahrt um die Schlaglöcher seine gesamte Aufmerksamkeit.

»Was ist das für ein Bär?«, fragte Tanja schließlich. Um Arne in die Augen zu sehen, beugte sie sich so weit vor, dass ihre Stirn fast die Frontscheibe berührte. »Was machen Sie mit dem Bären?«

Arne lächelte – ein Schlagloch ließ uns nach vorn nicken. Arne fluchte.

»Habt ihr gehört?«, rief Tanja. »Er brummt, er hat gebrummt!«

Ein paar Slalomkurven später begann Arne zu reden, doch was er sagte, hatte nichts mit Tanjas Frage zu tun.

Er erklärte, dass der Schriftstellerverband arm sei, weil die Schriftsteller arm seien. Bis auf ein Mitglied könne in Estland kein Schriftsteller von seinen Büchern leben, auch wenn der Verband natürlich vom Staat unterstützt werde. Doch für den Quartiermeister (er verwendete tatsächlich dieses Wort), für den Quartiermeister eines Schriftstellerhauses bleibe erst recht nicht viel, und mit den sonst üblichen Trinkgeldern sei in diesem Falle ebenfalls nicht zu rechnen. Ab und zu lasse er ein paar Dorfbewohner in die Sauna, aber die zahlten, wenn überhaupt, mit Naturalien. Für seine Museumsarbeit bekomme er nur das, was er erwirtschaftete. Selbst wenn zehn Busse pro Tag kämen, würde es nicht reichen. »Also, tschto delat?«, fragte er auf Russisch. Was sollte Arne tun?

Weshalb aber kutschierte er einen dressierten Bären durch den Wald?

Arne suchte nach einer Abzweigung. Auf dem Waldweg führen wir Schritt. Arne erzählte von der Revolution, wie er es nannte: Alles, was sie gewollt hatten, war erreicht: Unabhängigkeit, Demokratie, Marktwirtschaft, bald die EU. Nun aber sind alle Inseln und Küstengrundstücke an Finnen und Schweden verkauft, ein Teil auch an Russen und Deutsche, ebenso die besten Häuser in Tallinn. Es gibt eigentlich nichts mehr, was noch privatisiert und vermarktwirtschaftet werden könnte. Und nun?

Führen wir über eine Wurzel oder durch eine tiefe Pfütze, vernahmen wir Serjoschas Brummen.

Der einzige Unterschied zu früher sei, sagte Arne, dass sich jetzt ab und an ein Westler nach Käsmu verirre und ihm niemand mehr vorschreibe, was er im Museum zu machen habe.

Arne schaltete die Scheinwerfer an, weil sich die Tan-

nen über dem Weg schlossen, so dass es schien, als führen wir durch einen Tunnel. Nach einer Ewigkeit von zwei oder drei Kilometern öffnete sich vor uns eine mit Heidekraut bedeckte Lichtung. Arne hielt, machte das Licht aus, zog den Zündschlüssel ab und lehnte sich mit verschränkten Armen zurück.

Über einen Freund in Lahti, dem er für dessen Museum zwei alte deutsche Fernrohre zum Freundschaftspreis überlassen hatte, war die Anfrage gekommen, ob er vielleicht ein preisgünstiges Haus an der Küste vermitteln könnte. Obwohl er keine Zusage gemacht habe, sei Mika plötzlich mitsamt seiner Frau, einer bildschönen Argentinierin, und ihren drei Kindern erschienen. Aus dem Kauf war nichts geworden, doch Mika hatte sich für den hiesigen Wald begeistert, was Arne gewundert habe, schließlich hätten sie in Finnland ja auch jede Menge Wald. Mika hatte sich schließlich als Jäger zu erkennen gegeben und den Wald einen russischen Wald genannt und gemeint, in russischen Wäldern müsse es Bären geben. Er, Arne, habe noch nie einen Bären in Laheema gesehen, doch er habe Mika, nachdem schon der Hauskauf misslungen war, nicht gleich wieder entmutigen wollen und deshalb versprochen, bei der Forst- und Jagdbehörde nachzufragen. Bären, so die Antwort, gebe es mehr als genug, nur sei es im Nationalpark verboten, Tiere zu schießen. Es sei denn – Arne hob die rechte Hand und begann, seinen Zeigefinger am Daumen zu reiben –, es sei denn, der Bär stelle eine ernste Gefahr dar für Leib und Leben der Bewohner und Touristen.

Arne war sich mit dem Oberförster einig geworden, wie viel Finnmark Mika zu zahlen habe, um jene Erklärung zu erwirken. Mika akzeptierte die Summe, die Hälfte vorab, den Rest auf das Bärenfell. Im März war dann tatsächlich eine Bärenfamilie in Laheema auf-

getaucht. Um aber zusätzlichen Ärger zu vermeiden, hatte ihn der Oberförster gebeten, mit dem Abschuss bis zum Herbst zu warten.

Im Mai jedoch verschwand die Bärenfamilie, und bis heute fehlte von ihr jede Spur. Der Oberförster hatte ihn vor einer Woche angerufen und gestanden, dass er leider nicht mehr in der Lage sei, den Vorschuss zurückzuzahlen. Statt des Geldes gab ihm der Oberförster den entscheidenden Tipp. In einem Vorort von St. Petersburg friste ein zu sowjetischen Zeiten hochberühmter Zirkus sein Dasein. Sie versuchten, die Tiere loszuwerden, weil deren Unterhalt zu teuer geworden sei. Und so habe er, Arne, gestern gegen dreihundert Mark Serjoscha, der mit seiner Pflegerin über die grüne Grenze gegangen war, übernommen. Und nun hätten sie einen Bären.

Auf Tanjas Frage, ob er der Pflegerin das ihrem Schützling zgedachte Schicksal verraten habe, fragte Arne schroff zurück, ob es ihr lieber wäre, wenn Serjoscha verhungerte? Dank seiner Aktivitäten sterbe das Tier wenigstens mit vollem Magen und komme zudem noch in den Genuss von ein paar Stunden in der freien Natur.

Der Plan war, Serjoscha für ein oder zwei Tage am Rande der Lichtung anzusiedeln. Um den Abschiedsschmerz von der Betreuerin zu mildern, hatte diese Arne alte Schuhe und eine Jacke von sich mitgegeben. Arne holte einen ausgetretenen Mokassin hervor, wie ich ihn als Kind getragen hatte, und stieg aus.

Ich lächelte, weil ich mich des Verdachts nicht erwehren konnte, dass uns Arne im wahrsten Sinne des Wortes einen Bären aufband. »Du glaubst mir nicht?«, fragte er. Ich zuckte mit den Schultern. »Morgen«, sagte Arne beleidigt, »kommt Mika. Vielleicht möchtest du dich dann entschuldigen.« Ich entschuldigte mich auf der Stelle und gleich mehrmals, doch vergeblich. Arne hatte die

Hecktür geöffnet, klatschte dreimal in die Hände, rief nach Serjoshä und machte sich, das Bündel mit den Schuhen und der Jacke unterm Arm, einen Sack voller Futter über der Schulter, auf den Weg durch das Heidekraut.

Tanja und ich blieben am Wagen stehen. Ich fand Serjoshä, der neben Arne hertrötte, wunderschön. Es war nicht nur die Art seines Ganges, bei dem er die Pfoten hinter sich herzuschleppen schien. Unter der Masse seines Fells bewegte sich ein nicht weniger geschmeidiger Körper als der eines Tigers, nur dass Serjoshäs Eleganz weniger offensichtlich war.

Als sie am gegenüberliegenden Waldrand unseren Blicken entschwand, fragte Tanja, was ich tun würde, sollte Arne um Hilfe schreien. »Keinesfalls hinlaufen«, sagte ich.

Auf der Rückfahrt hing jeder von uns seinen Gedanken nach. Unser Abschied fiel knapp aus. Arne hatte genug damit zu tun, seine Setter sowie eine Handvoll Lehrerinnen und deren Schüler zu beschwichtigen.

Tanja übernahm es, abends zu Arne hinüberzugehen und ihn wegen der Sauna zu fragen, aber Arne war nicht da oder wollte nicht gestört werden.

Beim Tee im Wintergarten versuchten wir vergeblich, uns die Jagd vorzustellen. Würde Arne dreimal in die Hände klatschen und »Serjoshä« rufen? Sollten wir wünschen, dass sich Serjoshä aus dem Staub machte, oder nicht? Hatte ein Zirkusbär in Laheema überhaupt eine Chance? Würde er nicht immer die Nähe zu den Menschen suchen, so dass er über kurz oder lang als gefährliches Tier abgeschossen würde? Serjoshäs Zukunft sah nicht gut aus, und wir konnten nichts daran ändern.

Am nächsten Tag, es war warm und der Himmel wolkenlos, machten wir einen Ausflug nach Palmse, dem